



1. Auf den Grinden beim Zollstock: Moorbirken und Wollgras

Von den Bocksern auf den Grinden

Von Otto Feucht

Mit Aufnahmen des Verfassers

Bockser und Grinde? Wer hat schon von ihnen gehört? Zwar die Hornisgrinde ist den Älteren als der höchste Berg des alten Württemberg in Erinnerung, die Jüngeren wissen vielleicht, daß der Berg unzugänglich ist und allerlei Sendetürme trägt. Hie und da kennt ein Schwarzwaldwanderer dazu noch die gegen Osten sich hinziehende „Langegrinde“ oder „die langen Grinde?“ Mit anderem Wort: ist Hornisgrinde Einzahl oder Mehrzahl? Darüber hat man schon manchmal herumgerätselt. Doch die Frage klärt sich, wenn man in einer forstlichen Reisebeschreibung von 1832 liest, daß der Berg damals „Der Katzenkopf oder Hornisgrind“ genannt wurde. Hört man aber etwa als Urlaubsgast irgendwo in Baiersbronn oder einem anderen Orte des obersten Murgtales, daß jemand „auf die Grinde gehen“ wolle, so weiß man zunächst nicht, was gemeint ist. Denn der dort ganz allgemein für den Höhenzug Kniebis-Ruhestein übliche Name findet sich auf keiner Karte, dafür reiht sich aber dort Kopf an

Kopf: Sandkopf, Plonkopf, Schurkopf, Schliffkopf, Gaiskopf (großer und kleiner), Langhardtkopf, Schweinkopf, Vogelkopf, Melkereikopf, um nur die größeren zu nennen, und jenseits vom Ruhstein setzt sich die Reihe fort, vom Seekopf bis zum Riesenköpfele auf der einen, und über den Altsteigerskopf bis zum Leinkopf auf der anderen Seite des Schön-münztales, und noch weiter. Wenn der Talbewohner von den Grinden spricht, so meint er diesen Höhenzug. Nun, der Schwabe weiß, daß zwischen Kopf und Grind kein Unterschied besteht, oder vielleicht doch? Denn das Wort hat noch eine zweite Bedeutung, Grind kann auch „Schorf“ besagen. Es kann also auch einen grindigen Kopf geben, d. h. einen Kopf, der nicht voll behaart ist, sondern mehr oder weniger rüdig, also einen Waldkopf, der keinen dicht geschlossenen Wald trägt, sondern einen lückigen, schütterten Wald, wie er durch Wind und Wetter, oder auch durch den Untergrund hier oben bei rund tausend Meter Meereshöhe naturbedingt ist.

Solche Deutung würde vollkommen übereinstimmen mit den Ergebnissen der Vegetations- und forstgeschichtlichen Forschung. Wir wissen heute, daß die natürliche Baumgrenze hier nirgends erreicht ist, daß also der ganze Höhenzug einen aufgelockerten, mit dem Wind im Kampf liegenden Wald getragen hat – noch 1617 war sogar von Harznutzung auf den Grinden die Rede –, ehe dieser im Laufe der Jahrhunderte mehr und mehr aufgelockert und abgeholzt wurde zugunsten der Weidewirtschaft, die von Baiersbronn aus betrieben wurde. Denn diese größte Gemeindegemarkung des Landes reicht bis zum Kniebis und zur Hornisgrinde und umfaßt ebenso Mitteltal, Obertal und Buhlbach, wie Tonbach, Zwickgabel und Hinterlangenbach. Das gesamte Wirtschaftsleben war an den herrschaftlichen Wald gebunden, in dem auch das Vieh seine Nahrung fand. Wie anderswo, so lockten auch hier vor allem die höhergelegenen, schlechter bestockten Waldteile, und so ergab sich auf den Grinden mit der Zeit eine vollkommene Almwirtschaft, wie sie heute noch in den Alpen und zum Teil auch im Südschwarzwald ausgeübt wird. Zahlreiche Waldnamen halten die Erinnerung daran noch fest, doch ist nirgends von „Alm“ oder „Alp“ die Rede, sondern nur von „Melkerei“, genau wie in den Vogesen.

Urkundliche Nachricht darüber findet sich schon 1140, im Jahr 1624 hören wir von einer Kapelle, die „vor alters“ beim Wildsee gestanden sei, von einem Einsiedler betreut (die Reste sind heute noch auf dem Kapellenbuckel zu sehen), zu der „eine strenge Wallfahrt gingen, wie solches ein alter Fahrweg, der vom Berg an der Wand herab darzu gehet, scheinlich zu erkennen gibt“. Die Höhen müssen also, auch auf der badischen Seite, den Sommer über recht belebt gewesen sein. Es ließ sich nicht vermeiden, daß der wachsende Viehstand weitere Flächen erforderte, und dies war nur möglich auf Kosten des Waldes. Das „Weidbrennen“ begünstigte den Graswuchs, vernichtete aber den Holzwuchs. An manchen Stellen drangen die kahlgelegten Flächen tief gegen das Tal vor. Das zeigt sehr gut eine Karte, die 1754 (von Stahl) eigens angefertigt wurde, um den Zustand genau festzulegen. Einen Ausschnitt von ihr gibt die Abbildung S. 105. Scharfe, immer schärfere „Reskripte“ suchten Abhilfe zu schaffen, so 1536, 1614, 1748; sie hatten alle keinen Erfolg, vor allem aus Mangel irgendwelcher fester Grenzen. Erst 1832 gelang es, die Weide auf die Höhen selbst zu beschränken und sie durch einen fortlaufenden Weidgraben gegen den Hang, den Wald abzugrenzen. Im Jahr 1864 erfolgte der nächste Schritt: das Weiderecht im Walde



2. Auf dem Allerheiligenruck, Blick zur Hornisgrinde: trockenes Heidemoor mit Legforche, Heidekraut, Missenbürste u. a.

wurde ganz abgelöst, und dafür wurden bestimmte Flächenteile auf den Grinden an die Gemeinde abgetreten, so zwischen Alexanderschanze und Zuflucht, auf dem Schliffkopf und Gaiskopf, weiter auf dem Ruhsteinberg (Gressenhardt), auf dem Wiesberg und großen Leinkopf. Gleichzeitig wurde der Wald auch von allen sonstigen Lasten befreit und an die Gemeinde gegen 3000 Hektar ortsnahen Waldes übergeben.

Diese 1864 abgetretenen Weideflächen tragen nun den Namen „Bockser“, über dessen Ursprung nichts ermittelt werden konnte. Ist er althergebracht oder erst nach 1864 entstanden? Als ich 1906 in Obertal zum ersten Male auf den allgemein üblichen Ausdruck stieß, konnte mir niemand von den „ältesten Leuten“ eine Erklärung geben, nirgends fand ich ihn gedruckt oder geschrieben, Schullehrer Gaiser, der 1851 den jährlichen Auftrieb der Herden im Mai schilderte, benützt ihn nicht. Lediglich Vermutungen tauchten auf, so sprach man von dem Boxen der Stiere und Ochsen im Kampf um die jährliche Vorherrschaft in der Herde, aber Gaiser gebraucht auch diesen Ausdruck nicht, wenn er die Ausscheidungskämpfe beschreibt, auf deren Grund der „Weidvogt“ oder „Waldvogt“ sich durchsetzt, dem alles sich unterordnet. Auch ein Zusammenhang mit Bux wurde überlegt, denn als „Bergbux“ oder „wilder Bux“ wird

in Gegenden der Schweiz die Preiselbeere bezeichnet wegen der Ähnlichkeit des Laubes. Daß dieser Name früher auch bei uns üblich war, ehe er von der slawischen Preiselbeere verdrängt wurde, ist nicht ausgeschlossen. Andererseits vermutete man eine Ableitung aus dem althochdeutschen „bar“, also entblößt, kahl. Für einen Zusammenhang mit der Ziegenhaltung, an die ja viele Namen mit „Geiß“, „Geißer“ (Gaiser) erinnern, liegt kein Anhaltspunkt vor.

Aber kann nicht der Name auf eine bestimmte *Grasart* zurückgehen? Wer im Herbst im Hochschwarzwald über eine beweidete Fläche geht, dem fallen die von der Sonne gebleichten Grasbüschel auf, die überall herumliegen. Das ist das Borstengras, der Bürstling (*Nardus stricta*), das im Herbst so hart und zäh wird, daß es nicht mehr gekaut, sondern nur ausgerissen werden kann, und dies nur mit großer Gewalt. Diese Büschel sehen aus wie Bocksbärte, und tatsächlich wird die Art in manchen Gegenden Mitteldeutschlands und darüber hinaus Bocksgras oder Bocksbart genannt, freilich nirgends im Schwarzwald. Trotzdem erscheint es wahrscheinlich, daß unsere örtliche Bezeichnung auf diese Art zurückgeht, die im Frühsommer als Futter für die Aufzucht von Kalbeln bis in die jüngste Zeit besonders geschätzt wird, und die heute noch die Hauptart der Bockser ist. Eine neue Untersuchung eingesandter Rasenproben ergab in



3. Über dem Wildsee: Die Legforchen sind einem Bodenfeuer erlegen, das Pfeifengras beherrscht den Boden dank der Aschedüngung

einem normalen Rasen 90% *Nardus*, und nur 10% andere Arten (*Molinia*, *Tormentilla*, *Galium saxatile* u. a.). Und ein Rasenstück aus einem schon älteren Düngungsversuch ergab oberflächlich immer noch 50% *Nardus*, im Untergrund aber waren überall noch die unverkennbaren alten *Nardus*wurzeln deutlich zu erkennen; die Düngung hatte die Rasendecke mit 30% *Molinia* („Heidegras“) und *Agrostis* bereichert, dazu mit 20% Kräutern (wie oben, ferner *Hieracium pilosella*). Wie sehr die Zusammensetzung des Rasens durch das geschilderte Weidbrennen beeinflusst wurde, das zeigt sich bei jedem Grindebrand, wie sie immer wieder, meist durch Leichtsinn, entfacht werden. In dem abgebildeten Beispiel hat das Feuer alle Holzgewächse zum Absterben gebracht und das Heidekraut, wie die Beersträucher verzehrt, aber dem „Heidegras“, das anderswo Pfeifengras heißt (*Molinia*) zur Herrschaft verholfen, dank der Aschedüngung.

Je nach dem Standort wird die Grasnarbe untermischt oder gar ganz verdrängt durch das Scheidenwollgras (*Eriophorum vaginatum*), die Rasensimse (*Trichophorum caespitosum*), die hier überaus bezeichnend „Missenbürste“ heißt, und andere Arten moorigen Bodens. Wo die Nässe sich ansammeln kann, treten Torfmoose auf, ja manche Strecken sind zum richtigen kleinen Hochmoor geworden mit Rosmarinheide (*Andromeda*), Krähenbeere (*Empetrum*), da und dort mit Moosbeere (*Oxycoccus*) und Sonnientau (*Drosera*). An einer Stelle, auf badischem Gebiet nahe der Wildseehöhe, war sogar ein Abbau des Torfes möglich gewesen. Es darf nicht vergessen werden, daß die Niederschläge hier oben rund 2000 mm erreichen, das ist nahezu doppelt so viel wie im nahen Freudenstadt. Aber im ganzen ist die Vermoorung offenbar infolge der zunehmenden Freilegung im Laufe der letzten Jahrhunderte zurückgegangen, wobei vermutlich beabsichtigte Trockenlegung durch Gräben eine wesentliche Rolle gespielt hat.

Neben dem Heidekraut waren auf den trockeneren Teilen vor allem Bärwurz und der alpine Pyrenäenlöwenzahn noch vor 50 Jahren bezeichnend (*Meum athamanticum*, *Leontodon pyrenaicus*), sie sind heute selten geworden, ebenso die blaue Jasonsblume (*Jasione perennis*) und die Arnica. Am stärksten ist der gelbe Enzian (*Gentiana lutea*) betroffen worden: 1722 wuchs er noch in ungeheurer Menge („ingens proventus“) auf dem Kniebis, noch 1823 wurde er „in Mengen an den Hängen des Katzenkopfes“ festgestellt. In den Jahren 1906/07 gelang es mir, noch je eine Pflanze auf dem Schliffkopf und dem großen Leinkopf zu finden, es könnten wohl die letzten ge-



4. Auf dem Großen Leinkopf: Die Fichten können sich nur notdürftig halten, aber nicht entwickeln

wesen sein. Zweifellos hat zur Ausrottung die Verwendung der Wurzel zur Schnapsbereitung beigetragen und es ist zu vermuten, daß daran die Tiroler Holzhauer beteiligt waren, die ausgangs des 18. Jahrhunderts in der oberen Schönmünz angesiedelt worden sind.

Was geschah nun, als die Grinde nicht mehr beweidet wurden? Die Gewinnung von Futtergras oder auch Stallstreu blieb auf den Bocksern zunächst bestehen, die einzelnen „Lose“ wurden teils Jahr für Jahr, teils nur in größeren Abständen, vom Tal aus genutzt, gemäht. Bäume und Sträucher konnten sich also nicht festsetzen. Aber heute hat die Nutzung so gut wie ganz aufgehört, der Viehbestand wurde immer mehr verringert zugunsten der Maschine, kaum die Talwiesen werden heute noch richtig gepflegt. So ist jetzt freie Bahn geschaffen für die Entwicklung der Pflanzenwelt auf den Höhen. Der naturbedingte Wald beginnt, sich mehr und mehr auszubreiten, genau ebenso wie er nach 1832 die damals dem Weidgang entzogenen Flächen in Besitz genommen hat. Die Beersträucher, das Heidekraut wachsen in die Höhe, Vogelbeere und Mehlbeere, Birke und Ohrweide stellen sich ein als Pioniere des Waldes, und vor allem die Legforche sämt sich an, zum Teil auch vom Förster angesät, legt sich mehr und mehr in die Breite und ermöglicht es der Fichte, in ihrem Schutz heraufzuwachsen, die nun – aber das braucht viele Jahre – die Legforche unter sich erstickt. Allzu übermütig kann freilich sich die Fichte nicht entfalten, der ste-



5. Auf dem
Großen
Leinkopf:
Mehlbeere,
Vogelbeere und
Legforchen

tige Westwind sorgt schon dafür, daß sie bescheiden bleibt und kümmerst, vielfach ihre Zweige nur gegen Osten entwickeln kann und „fahnenwüchsig“ wird. Wenn dies auch nicht überall und in gleichem Zeitmaß vor sich gehen wird, so wird doch für weite Teile der freie Ausblick in die Ferne bedroht werden, der die Grinde so reizvoll macht, auch der Skifahrer wird keine Freude daran haben. Da und dort wird wohl ein Aushieb Abhilfe schaffen müssen.

Die *Legforche*, die wir anderwärts unter dem Namen Latsche, Krummholz, Bergkiefer treffen, ist eine in mancherlei Formen und Unterarten weit verbreitete subalpine Art (*Pinus mugo*, *P. montana*) und im Gebiet seit der Eiszeit heimisch, keineswegs also, wie schon vermutet worden ist, erst im letzten Jahrhundert eingeführt worden. Das wird schon durch ihre ausgedehnte Verbreitung bezeugt. Als eigene Art, als „Lehn- oder Löwenforche“ ist sie schon 1767 vom Kniebis beschrieben worden. Fast durchweg verkörpert sie hier die Zapfenform der „Hackenkiefer“, nicht selten auch in der aufrechten Wuchsform, die im Alpengebiet „Spirke“ genannt wird. An Nadeln und Zapfen kann sie jederzeit sicher von unserer Waldkiefer (Forche) unterschieden werden.

Zum geschlossenen Walde werden aber die neu bestockten Flächen schon deshalb nicht so rasch werden, weil sich im Windschutz der Bäume die Torfmoose erneut auszubreiten vermögen und den Wald bedrängen können, so daß dieser den Grindencharakter nicht so schnell verlieren wird. Ein Vordringen der Vermoorung hangabwärts, etwa in einer Folge nasser

Jahrzehnte, wie es für frühere Zeiten anzunehmen ist, wird aber heute nicht mehr zu befürchten sein, da wir heute solcher Entwicklung entgegentreten können.

Aber von solchen Vermoorungen im Walde müssen wir noch kurz sprechen, weil sie einen besonderen örtlichen Namen tragen und im Schwarzwald allgemein „*Missen*“ genannt werden (Einzahl die Miß oder auch auf der badischen Seite, das Miß). Wie alt das zweifellos mit Moos zusammenhängende Wort in der heutigen Sprechweise ist, das ist noch nicht geklärt. Auf den neu aufgelegten Kartenblättern finden wir es mit „ü“ geschrieben. Das entspricht (nach freundlicher Mitteilung von Prof. Dr. H. Dölker) der sprachgeschichtlichen Herkunft vom althochdeutschen „*Mussea*“, steht aber im Widerspruch zur Aussprache, und diese wird wohl am „i“ festhalten. Ungeklärt ist auch das Vorkommen von „*Moos*“ (im Sinne von Moor) und „*Miß*“ im nämlichen Sprachgebiet nebeneinander: bei Wildbad liegt das Wildseemoos östlich von Kaltenbronn, westlich davon das Breitlohmiß, beide sind nach ihrer Zusammensetzung wie ihrer wirtschaftlichen Bedeutung heute völlig gleichwertig. Sollte das früher anders gewesen sein? Der Forstmann macht einen Unterschied zwischen einem moosigen und einem missigen Boden: der erste wird im allgemeinen durch Astmoose, der zweite, wesentlich sauerere, aber durch Torfmoose gekennzeichnet; wollte man von einem müssigen, d. h. untätigen Boden sprechen, so wäre das einer mit Weißmoos (*Lencobryum*), Islandmoos und Renntier-

6. Bockser auf dem Seekopf: Legforchen mit Fichten, die Bodendecke ist abgemäht



flechte¹. Daß im Alpenvorland die Moore meist „Moos“ heißen (Mehrzahl die Mööser) und „Miß“ nur selten auftritt, ist bekannt.

Am schönsten ist die Wanderung auf den Grinden wohl im Herbst, wenn zum Gold der Birken und zum dunkeln Grün der Legforchen das fahle Gelb der Gräser und Simsen tritt, in allen Abstufungen bis zum Braun, das dunkle Rot der Heidelbeere und vor allem das Feuer der Rauschbeerbüsche, von leuchtendem Orange bis zu Violett, da und dort noch eine verspätete Heidekrautblüte oder das glänzende Rot reifer Preiselbeeren . . . Und über die Farbenpracht hinweg, die durch die Vogelbeere noch gesteigert wird, der weite Ausblick, bald gegen Süden in der Richtung zum Feldberg, bald nördlich zu Hornisgrinde und Hohloh oder gegen Osten über die Wälder zwischen Murg und Nagold hinweg bis zur Alb oder gar südöstlich bis zu den Alpen, und vor allem hin und wieder nach Westen, zu den Vogesen, zum Rhein und nach Straßburg. Solche Ausblicke an geeigneten Stellen offen zu halten im heraufwachsenden Gehölz, dürfte nicht allzu schwer fallen. So sind die Grinde gewissermaßen von der Natur vorbestimmt zur *Erholungslandschaft*, und dazu sind sie in den letzten Jahrzehnten auch immer mehr geworden. Als

¹ Das von den Gärtnern zu Trauerkränzen viel verarbeitete „Isländische Moos“ ist in Wirklichkeit die Rentierflechte (*Cladonia rangiferina*) das echte Islandmoos (*Cetraria islandica*) ist ein uraltes Hustenmittel, beide Arten sind auf den Heiden im Schwarzwald zu finden, auch auf den Grinden.

„Oasen der Stille“, wie wir sie heute anstreben, kann man sie freilich, seit die Höhenstraße immer stärker in Betrieb geraten ist, heute nur noch begrenzt gelten lassen, vor allem noch nordöstlich des Ruhesteins. Dort ist auch der schönste Punkt der ganzen Strecke, den keiner vergißt, der ihn einmal gesehen hat, der Blick zu dem tief unten inmitten des Waldes völlig einsam liegenden Wildsee. Solche „Wildseen“² in vom Gletscher ausgehobeltem Kargrund gab und gibt es noch andere, allein hier liegt der einzige, zu dem keine Fahrstraße führt, der das Bild der Unberührtheit sich noch bewahren konnte, doppelt wertvoll im Hinblick auf die Zerstörungen, die den nahen Mummelsee zum Zerrbild gemacht und all seiner Reize beraubt haben. Dieses herrliche Landschaftsbild vor solcher Vernichtung oder gar Verrummelung zu bewahren, das war die Absicht, als 1911 die württembergische Forstdirektion auf Anregung des Tübinger Professors der Forstwissenschaft, Dr. Christoph Wagner, das „Banngebiet am wilden See“ schuf, das zunächst 70 Hektar umfaßte und dicht nebeneinander einen Urwald am Steilhang, ein lebendes Hochmoor in der Seemisse, einem Nebekar, und einen ohne Eingriffe heraufwachsenden Neuwald auf Teilflächen des großen Waldbrands von 1800 aufweisen konnte. Seit 1939 ist das Gebiet zum „Naturschutzgebiet Wilder See–Hornisgrinde“ auf 766 Hektar erweitert worden und umfaßt nunmehr die gesamten Grinde

² Wildsee hieß früher jeder „wilde“, selbstgewachsene See, im Gegensatz zum künstlich gestauten Weiher.

und Bockser zwischen Ruhstein und Hornisgrinde samt den Höhenzügen beiderseits der Schönmünz bis zum Stübleskopf und Leinkopf.

Durch die Bannlegung 1911 war das erste staatliche Naturschutzgebiet in Süddeutschland sichergestellt, ein Gebiet, wie geschaffen zu vegetationskundlichen und forstbotanischen Untersuchungen und Beobachtungen. Möglich, daß kleine Teile mit der Zeit zum Wirtschaftswald werden könnten, wenn die Entwicklung so weitergeht, wie sie oben geschildert ist, aber das hat auf jeden Fall noch Zeit. Die Entwicklung zu unterbrechen oder gar durch künstliche Eingriffe beschleunigen zu wollen, wäre völlig verfehlt, frühere Versuche mit Fichtenanbau auf der Höhe sind restlos gescheitert, ohne jahrzehntelange Vorarbeit der Legforche ist nichts zu erwarten. Für Versuche ist außerhalb des Schutzgebietes Raum genug. Wenn die Forstwirtschaft sich heute zur Erkenntnis durchgerungen hat, daß sie nur Erfolg haben kann, wenn sie sich nach Möglichkeit an das Vorbild der Natur hält, darf sie solche Lehrstätten der Natur, wie sie kaum sonstwo im Lande zur Verfügung stehen, keinesfalls selbst zerstören. Sie muß im Gegenteil alles daran setzen, die ungestörte Wandlung genau zu verfolgen und die längst fälligen, nur durch die Zeitverhältnisse verhinderten, aber schon 1939 umschriebenen Untersuchungen des Gebiets in bodenkundlicher, pflanzensoziologischer und forstgeschichtlicher Richtung nunmehr endlich in Angriff zu nehmen.

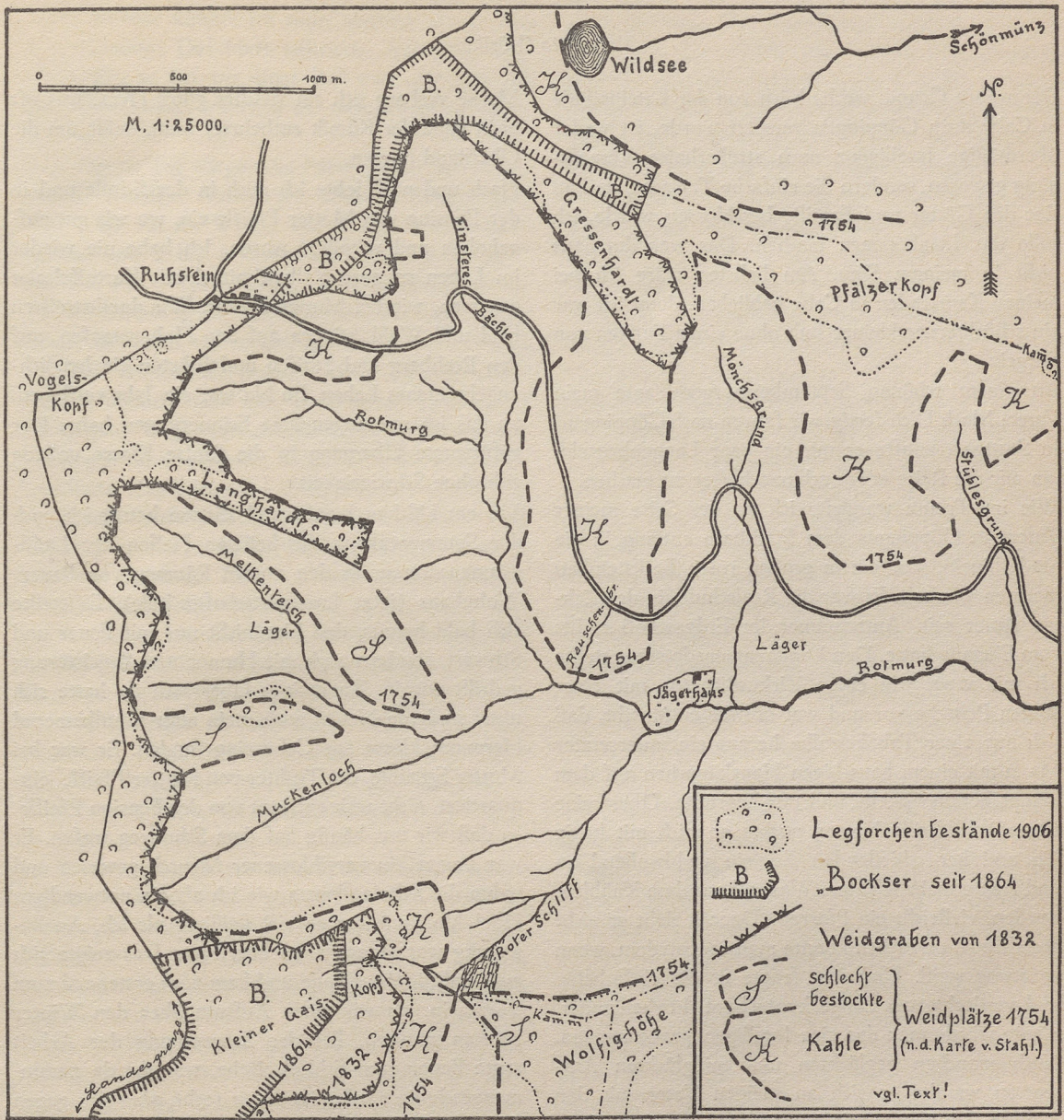
Wir sollten uns aber darüber klar sein, daß die Be-

deutung des Waldkleids der Grinde und Hänge für die Zukunft viel weniger in der Rohstoffherzeugung liegen wird, als in der Sicherung des immer bedrohlicher werdenden Wasserhaushalts, und daß schon deshalb jede Einseitigkeit vermieden werden muß. Es wäre unrecht, hier nicht auch den Mann zu nennen, der sich wohl am längsten und eindringlichsten für unser Gebiet eingesetzt und sogar seine letzte Ruhestätte oben über dem Wildsee gefunden hat: Julius Euting (1839–1913). Wer war Euting? Zu Lebzeiten in der ganzen Gegend bekannt, scheint er heute schon weithin vergessen. „Er war ein armer Teufel und hauste in einer Waldhütte, die jetzt zerfallen ist. Aber er hatte keine Ruhe, bis er alle Pflanzen und Gesteine der Gegend erkundet hatte. Darüber hat er Bücher geschrieben und von deren Ertrag gelebt(!), sogar den Ehrendoktor hat er dafür erhalten, . . . er war so'n Akademiker . . .“ So hat uns im September 1956 der Reiseleiter einer Nachmittagsfahrt von Freudenstadt her oben beim „Eutinggrab“ belehrt. Er sei schon zehn Jahre hier ansässig und habe alle Bücher gelesen, die es über die Gegend gebe, sagte er, zur Rechtfertigung auf meine Einwendungen; daß Euting kein Naturwissenschaftler war, vielmehr ein durch seine Forschungsreisen sehr verdienter Orientalist, Professor und Geheimrat und auch lange Zeit Direktor der Universitätsbibliothek in Straßburg, davon habe er noch nie etwas gehört! – Es wäre verdienstlich, des schwäbischen Eigenbrödlers in der „Schwäbischen Heimat“ einmal zu gedenken.



7. Der Wildsee, Blick vom Euting-Grab

Die Grenze von Wald und Weide zwischen Kleinem Gaiskopf und Wildsee



gez. Feuchst.

Die Grenze von *Wald und Weide* im Raum zwischen Kleinem Gaiskopf und Wildsee um 1754, 1832 und 1864. Gezeichnet auf Grund der Karte von Stahl 1754 und der Vermessungen von 1906. Im Rotmurgtal waren z. B. 1754 die Sommerhänge tief herab völlig entwaldet. Seit 1906 haben die Legforchen sich stetig weiter ausgebreitet. Näheres siehe bei: *Feucht*, Zur Vegetationsgeschichte des nördlichen Schwarzwalds, insbesondere des Kniebisgebiets (Jahreshefte des Vereins für vaterl. Naturkunde in Württ., 1907). – *Feucht*, Das Banngebiet am wilden See beim Ruhstein (Veröffentl. der württ. staatl. Stelle für Naturschutz, 1928). – *Oberdorfer*, Ein Beitrag zur Vegetationskunde des Nordschwarzwaldes (Beiträge zur naturkundl. Forschung in Südwestdeutschland Bd. III, 1938). – *Schwenkel*, Die im Jahre 1939 eingetragenen Naturschutzgebiete (Veröffentl. der württ. Landesstelle für Naturschutz, Heft 16, 1940).